

AUFSÄTZE UND BERICHTE

Horst Pöttker

Öffentlichkeit durch Wissenschaft

Zum Programm der Journalistik

Aus welchem Grund kann die Journalistik beanspruchen, eine eigenständige Wissenschaft zu sein? Von dieser Frage nach der Konstitution einer jungen Universitätsdisziplin wird im folgenden der Bogen über die Bestimmung journalistischer Qualitäten bis zu Anregungen für ein Programm der Journalistik im kommenden Jahrzehnt geschlagen. Dabei kann manches nur gestreift werden, das an anderer Stelle ausführlicher behandelt worden ist oder noch zu behandeln bleibt.

I. IDENTITÄTSPROBLEME DER KOMMUNIKATIONSWISSENSCHAFT (ZEITUNGSWISSENSCHAFT)

Als Erich Everth 1926 seine Antrittsvorlesung an der Universität Leipzig hielt, war auf ihn die hohe Erwartung gerichtet, den Anforderungen des ersten und einzigen Ordinariats für Zeitungskunde in Deutschland gerecht zu werden. Dagegen habe ich das Glück, in eine zwar noch nicht sehr große, aber doch schon bestehende Zunft aufgenommen zu werden, in der etliche Kolleginnen und Kollegen bereits die Wege gebahnt haben. Es gibt aber auch Parallelen: Das Institut, in dem Everth seine Arbeit aufnahm, war 1916 von Karl Bücher, einem Pionier der Zeitungskunde, mit Unterstützung des Leipziger Zeitungsverlegers Edgar Herfurth als erstes seiner Art an einer deutschen Universität gegründet worden. Ähnlich ergeht es uns in Dortmund mit Kurt Koszyk, der 1976 den Diplomstudiengang und etwas später das Institut für Journalistik an der Universität Dortmund – gefördert von publizistischen Persönlichkeiten Nordrhein-Westfalens – ins Leben gerufen hat.

Weder Karl Bücher noch Kurt Koszyk haben große theoretische Mühe auf die Frage verschwendet, wie der Status der Zeitungskunde bzw. der Journalistik als eigenständiger Disziplin im System der Wissenschaften zu begründen sei. Vermutlich haben ihnen ihre Gründungsgeschäfte für solche papierernen Probleme wenig Zeit gelassen. Erst für die von solchen Aufgaben entlastete Nachfolgeneration, die bereits ein Erbe weiterzuentwickeln hat, wird die erkenntnistheoretische Legitimität

Der Autor ist Professor für Theorie und Praxis des Journalismus an der Universität Dortmund. Der Beitrag ist die überarbeitete Fassung meiner Antrittsvorlesung vom 8. November 1996 am Institut für Journalistik der Universität Dortmund. Günter Bentele danke ich für eine schriftliche Reaktion auf das Vortragsmanuskript, die bei der Überarbeitung berücksichtigt wurde.

ihres heranwachsenden Faches zum Problem. Erich Everth jedenfalls hat sich vor siebzig Jahren mit dem Legitimitätsnachweis für die Zeitungswissenschaft ebenso redlich abgemüht, wie ich es hier für die Journalistik versuchen will.

Beginnen wir mit einer Bemerkung Everths, die außer Zweifel steht und eine sowohl für die Zeitungswissenschaft wie die Journalistik grundlegende Voraussetzung fixiert: »Daß es von der Presse wie von allen Gegenständen der Erfahrung wissenschaftliche Erkenntnis geben kann, bedarf keines Wortes.« (Everth 1927: 6) Der erste Ordinarius für Zeitungskunde wollte sein Fach also als eine empirisch-analytische Disziplin verstanden wissen. Wenn wir dies auch für die Journalistik akzeptieren, was ich ungeachtet der noch zu begründenden Überzeugung tue, daß gerade zu ihr ein normatives Moment gehört, dann folgt aus Everths Bemerkung, daß ihr die Wissenschaftlichkeit nicht zu bestreiten ist, solange sie Verfahrensregeln befolgt, wie sie etwa Karl R. Popper in seiner »Logik der Forschung« (vgl. Popper 1966) formuliert hat. Die Gegenstände der Journalistik sind nicht unwissenschaftlicher oder wissenschaftlicher als die Erkenntnisobjekte anderer Fächer, da es vom empirisch-analytischen Standpunkt aus überhaupt keine Unterschiede zwischen Erkenntnisobjekten hinsichtlich ihrer Wissenschaftlichkeit gibt, wenn sie nur theoretischer Systematisierung und überprüfbarer Erfahrung zugänglich sind.

Fraglich ist also nur, ob die Journalistik über ein Kriterium verfügt, das es sinnvoll macht, sie als ein besonderes, abgegrenztes Wissensgebiet zu begreifen. Everth hat zwei Arten solcher *Abgrenzungskriterien* ins Auge gefaßt, indem er mögliche Gründe für die Genese von Einzelwissenschaften angab: »Neue Wissenschaften entstehen entweder, indem neue Stoffgebiete auftauchen oder neue Methoden auf schon bearbeitete Felder angewendet werden.« (Everth 1927: 6) Mit anderen Worten: Wissenschaften grenzen sich durch ihnen eigentümliche Gegenstandsbereiche oder durch ihnen eigentümliche Vorgehensweisen, Fragestellungen und Perspektiven von anderen Wissenschaften ab.

Everth nahm für sein Fach nur die Identität als »Stoffgebiet« in Anspruch, was für den Alltag der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft bestimmend geblieben ist. Pragmatisch betrachtet ist es immer noch ein Fach ohne eigene Perspektive, für das allein die Beschäftigung mit Presse, Film, Radio, Fernsehen und neuerdings Online-Diensten spezifisch ist.

Könnten wir mit einer solchen Konstitution der Journalistik zufrieden sein? Erstens kann eine Wissenschaft, die bloß Stoffgebiet sein will, sich zwingend nur daraus legitimieren, daß die anderen Wissenschaften dieses Stoffgebiet vernachlässigen. Sobald sie sich auf ihr Defizit besinnen, schmilzt diese Basis dahin. Und zweitens werden Fächer, die sich lediglich »phänomenologisch«, über ein materiales Objekt definieren, nicht recht ernstgenommen, da es ihnen sowohl an Tiefe als auch an Breite mangle.

Daß Ferdinand Tönnies sich über die Zeitungskunde als eine »Hühner- und Enten-Wissenschaft« lustig gemacht hat, wird von publizistikwissenschaftlicher Seite gern als Platzhalterstrategie der Soziologie abqualifiziert (vgl. Roegele 1997: 78). Aber es ist nicht zu leugnen, daß es auch fachinternes Unbehagen gegenüber der Konstitution als Stoffgebiet gibt, wie sie im Namen »Zeitungswissenschaft« zum Ausdruck kam. Das belegt vor allem die allmähliche Umbenennung in »Kommunikationswissenschaft« seit den sechziger Jahren.

Wenn es darum gegangen wäre, der Ausweitung des konstitutiven Stoffgebiets auf Film, Hörfunk und Fernsehen gerecht zu werden, hätte sich das Etikett »Medienwissenschaft« angeboten, das heute bezeichnenderweise als Name für dieses neu hinzugekommene Stoffgebiet innerhalb der Philologien gebräuchlich ist. Mit dem Begriff »Kommunikationswissenschaft« dagegen ließ sich der Makel der bloß »phänomenologischen« Objektbezogenheit abwaschen. Denn das Abgrenzungskriterium, auf das diese Bezeichnung anspielt, zielt eben nicht mehr auf die materiale Seite des Erkenntnisgegenstandes, sondern rückt eine seiner Funktionen ins Zentrum der Aufmerksamkeit.

Das hat freilich neue Probleme mit sich gebracht. Denn die kommunikative Funktion, die zur sozio-kulturellen Lebensweise der Gattung Mensch gehört, ist für die Gegenstände aller Sozial- und Kulturwissenschaften relevant, also auch für solche, die sich nicht mit Medien und Öffentlichkeit zu befassen haben. Streng genommen könnte die Kommunikationswissenschaft deshalb nur ein Grundlagenfach sein, das anderen Fächern elementare Einsichten zuliefert.

Angesichts solcher Schwierigkeiten bevorzugen manche die nur in Deutschland gebräuchliche Bezeichnung »Publizistik-Wissenschaft«, was durchaus vernünftig erscheint, da die Begriffe Publikum oder Öffentlichkeit schärfer konturiert sind als der Begriff Kommunikation, die durch sie eröffnete Perspektive genauer mit dem Stoffgebiet der alten Zeitungswissenschaft übereinstimmt und sich weniger Überschneidungen mit anderen Fächern ergeben. Aber auch dort, wo die Bezeichnung »Kommunikationswissenschaft« die älteren Namen verdrängt hat, verbirgt sich hinter diesem Etikett in aller Regel eine Praxis von Forschung und Lehre, die thematisch auf die öffentlichen Medien beschränkt ist.

Zur Verteidigung dieses Etikettenschwindels ließe sich allenfalls vorbringen, daß er nicht aus böser Absicht, sondern aus den verständlichen Bemühungen eines flügge gewordenen Faches zu erklären ist, über den Status eines Stoffgebiets hinaus, mit dem seine Vertreter sich in den zwanziger Jahren noch zufriedengaben, zu einer respektablen wissenschaftlichen Identität zu gelangen. Eine nicht beabsichtigte Folge dieser Bemühungen ist allerdings, daß ein beträchtliches begriffliches Durcheinander entstanden ist.

II. JOURNALISTIK ALS BERUFSORIENTIERTE WISSENSCHAFT

Die Journalistik kann sich das Durcheinander ersparen. Sie verfügt nämlich über ein klares Abgrenzungskriterium, das ihre Forschungsfragen und ihren Wissensbestand durchwirkt und das sie von anderen Wissenschaften, auch der Kommunikations- und Medienwissenschaft, qualitativ unterscheidet.

Fluchtpunkt der für die Journalistik konstitutiven Perspektive ist der Journalistenberuf. Berufe sind Bündel spezieller Kenntnisse und Tätigkeiten, die eigens der Erfüllung einer für Individuum oder Gesellschaft wichtigen Aufgabe dienen.

Die Rede ist von *Aufgaben*, bewußt nicht von Funktionen. Zwar hat sich die berufliche Spezialisierung auf Aufgaben im Laufe des gesellschaftlichen Prozesses herausgebildet, der gemeinhin »funktionale Differenzierung« genannt wird. Aber Aufgabe und tatsächliche Funktionen eines Berufs können im Laufe dieses Prozesses auch

wieder auseinandertreten. Eine professionelle Aufgabe bleibt, auch wenn die Funktionen der Berufstätigkeit sich wandeln. Eine professionelle Aufgabe bleibt sogar dann, wenn sie prinzipiell gar nicht erfüllt werden kann. Oder wer wollte in dem unverrückbaren Umstand, daß jeder Mensch sterben muß, eine Entkräftung der ärztlichen Aufgabe sehen, Leben zu erhalten? Eine professionelle Aufgabe bleibt erst recht, wenn die strukturellen Bedingungen, unter denen ihr nachgegangen werden muß, für ihre Erfüllung hinderlich sind. Oder wer wollte den unbestreitbaren Umstand, daß das »Gesundheitswesen« in unserer Gesellschaft eine Branche ist, in der vor allem am Kranksein verdient wird, als Argument gegen die ärztliche Aufgabe anführen, Gesundheit zu fördern? Und eine professionelle Aufgabe bleibt auch dann, wenn ihre Erfüllung sich in anderer Hinsicht als dysfunktional herausstellen sollte. Bisher hat jedenfalls noch niemand von den Ärzten verlangt, sie sollten wegen der durch die Fortschritte ihrer Kunst bewirkten Kostenbelastung in der Rentenversicherung die Aufgabe der Lebenserhaltung zurückstellen.

Manchmal wird in diesem Zusammenhang der ideologiefällige Begriff »Aufgabe« gescheut. Schließlich hat beispielsweise auch Lenin in seinem »Iskra«-Aufsatz »Womit beginnen?« der Presse Aufgaben verordnet (vgl. Lenin 1976: 11): Kollektive Agitatoren, Propagandisten und Organisatoren sollten die Journalisten noch in der DDR sein (vgl. Geißler 1986). Aber auch der Begriff »Funktion«, der das ohnehin Geschehene sakrosankt erscheinen läßt, ist nicht über jeden Ideologieverdacht erhaben. Nur daß er weniger für Dogmatismus denn für Opportunismus als theoretisches Einfallstor in Betracht kommt. Im übrigen: Daß die Aufgabe des Journalismus schon falsch bestimmt worden ist, spricht nicht dagegen, es richtiger zu versuchen.

Da Berufe eigens um einer bestimmten Aufgabe willen existieren, tendieren sie dazu, die Erfüllung dieser Aufgabe zu optimieren. Seit der Aufklärung hat sich die Überzeugung durchgesetzt, daß sich professionelle Aufgaben am besten erfüllen lassen, wenn Berufe sich auf wissenschaftliche Erkenntnisse stützen können. Aus diesem Grunde bildeten sich und bilden sich noch immer neue akademische Disziplinen heraus. Die Pädagogik beispielsweise hilft den Erziehern, die Agrarwissenschaft den Bauern und die Ernährungswissenschaft den Köchen. Solche Fächer bilden ihre Identität, indem ihre Erkenntnisbemühungen sich an der beruflichen Aufgabe orientieren.

Der Bezug von Wissenschaften auf einen Beruf und seine Aufgabe ist aber keine Erfindung der Neuzeit. Das Paradebeispiel ist die Medizin. So, wie wir sie kennen, begann sie sich im zehnten Jahrhundert im Orient herauszubilden, wo ihre Entwicklung zur empirischen Wissenschaft begann, die dann im mittelalterlichen Europa fortgesetzt wurde. Etliche Jahrhunderte, bevor Paracelsus die heilende Wirkung des Aderlasses und anderer atavistischer Praktiken radikal bezweifelte (vgl. Ackerknecht 1989: 94ff.), hatten islamische Ärzte wie Rhazes und Avicenna die Notwendigkeit erkannt, Kranke über längere Zeit systematisch zu beobachten, die Gültigkeit der Schlußfolgerungen methodisch zu überprüfen sowie das so gewonnene Wissen an die (künftigen) Berufspraktiker weiterzugeben, um optimale Therapieerfolge zu erzielen. So entstand auch eine Institution, die eigens der Integration von Wissenschaft und Berufspraxis dient und die wir heute Universitätsklinik nennen.¹

¹ Der erneuernde Einfluß der die griechisch-antike Überlieferung nicht nur rezipierenden, sondern durch systematische Beobachtung auch korrigierenden und erweiternden orientalischen Arztwissen-

Die Chance der Journalistik, eine identitätsbildende Perspektive zu finden, beruht darauf, daß es sich bei ihr zweifellos um eine berufsorientierte Wissenschaft handelt, die zur journalistischen Profession ein ähnliches Verhältnis entwickeln kann wie die Medizin zum Arztberuf.

Warum bietet die Berufsorientierung der Journalistik nicht nur pragmatisch, im Hinblick auf Studentennachfrage oder Drittmittel, sondern auch erkenntnistheoretisch eine ergiebige Basis? Vorteilhaft in dieser Hinsicht ist u.a., daß sich eine komplizierte erkenntnisphilosophische Debatte über »Wertfreiheit« erübrigt. Spätestens seit Max Weber verfügen wir über die Einsicht, daß Wertungen in jeder Wissenschaft unvermeidlich sind, weil sie bereits in den Begriffsinstrumenten und in dem von ihnen geprägten selektiven Verhältnis zwischen Erkantem und Verborgengelassenem stecken (vgl. Weber ⁵1982). Für berufsorientierte Fächer bedeutet dies, daß sich ihr Erkenntnisinteresse auf Objekte und Fragen konzentriert, die mit der jeweiligen professionellen Aufgabe zusammenhängen: eine ebenso selbstverständliche wie offenkundige Normativität.

Die Humanmedizin untersucht nicht wahllos Körper und Seele des Menschen, sondern sie konzentriert sich darauf, in Erfahrung zu bringen und als Wissen zu tradieren, was den Ärzten bei der Bekämpfung der häufigsten und schwersten Krankheiten hilft. Analog liegt es für die Journalistik nahe, sich in Forschung und Lehre auf die aktuellen Probleme zu konzentrieren, die der Journalismus zu lösen hat.

Problemorientierung bei der Wahl der Forschungsfragen ist ein Kennzeichen der normativen Grundstruktur, aufgrund derer sich die Journalistik den von Erich Everth für die Zeitungswissenschaft beschriebenen Pluralismus² leisten kann, ohne ihren Zusammenhalt und ihre Kontur zu gefährden. Berufsorientierte Fächer können und sollten auch in der anderen Bedeutung des Wortes »Fächer« sein, deren Facetten von diversen Grundlagenwissenschaften gebildet werden, im Falle der Journalistik beispielsweise von Linguistik, Soziologie, Ökonomie, Recht, Psychologie, Geschichte, Literaturwissenschaft, Informatik oder eben auch Kommunikationswissenschaft. Denn

schaft auf die europäische Medizin des Mittelalters ist eine Selbstverständlichkeit der Geschichtsschreibung (vgl. Ackerknecht ⁶1989: 73-78). Oft wird auf drei Errungenschaften dieses Einflusses hingewiesen: die Verbindung von Theorie und Praxis (vgl. Diepgen 1949: 176) sowie die Entstehung von Krankenhäusern (vgl. Ackerknecht ⁶1989: 85) und Universitäten (Ackerknecht ⁶1989: 77). Eine anschauliche literarische, in den einschlägigen Passagen (Gordon 1990: 321-435) auf umfangreiche Literaturrecherchen gestützte Darstellung dieses Abschnitts der Medizingeschichte gibt der Zeitungswissenschaftler und Wissenschaftsjournalist Noah Gordon in seinem Bestseller »Der Medicus«. Gordon schildert den »maristan« (die »Universitätsklinik«), wo sein historischer Protagonist Ibn Sina (Avicenna) sich zusammen mit einem europäischen Schüler um die Integration von ärztlicher Berufspraxis mit medizinischer Forschung und Lehre bemüht, nach zeitgenössischen »Beschreibungen des mittelalterlichen Azudi-Krankenhauses in Bagdad« (Gordon 1990: 629).

- 2 »Bei der Zeitungskunde liegt es so, daß ein besonderes Stoffgebiet da ist, dessen genaue Abgrenzbarkeit günstige Chancen für eine gründliche Bearbeitung bietet, daß sie aber keine Methode für sich allein hat, sondern daß eine ganze Reihe von Methoden verschiedener Wissenschaften nötig sind, um dieses Gebiet erschöpfend zu bearbeiten. So gibt es Geschichte der Presse, ein Presserecht, volkswirtschaftliche und statistische Untersuchungen des Zeitungswesens, man kann und muß aber den Komplex und Prozeß, der die Presse heißt, auch mit psychologischen Methoden behandeln, und zwar unter individual-, sozial- und völkerpsychologischen Gesichtspunkten. Außerdem wird es eine Soziologie der Presse geben.« (Everth 1927: 6)

aus allen diesen Bereichen lassen sich Erkenntnisse holen, die für die Optimierung der journalistischen Berufstätigkeit wertvoll sind.

Da nicht alle Berufe ein Universitätsfach zur Seite haben, stellt sich die Frage: Hat der Journalismus eine ihn unterstützende Wissenschaft überhaupt nötig? Eine nach wie vor bedenkenswerte Antwort darauf lautet: Warum sollte ausgerechnet ein so verantwortungsvoller Beruf ohne rationale Fundierung bleiben!

Schon 1720 beklagte ein Kritiker der Presse: »Zeitungs-Schreiber betrügen [...] Wenn sie aus Mangel dessen, was sie schreiben sollen, Dinge berichten, an deren Wissenschaft der Welt doch nichts gelegen.«³ Da solche Kritik auch über den Gegenwartsjournalismus noch etwas Zutreffendes aussagt, kann eine wissenschaftliche Begleitung des Berufs, die ja immer ein Korrekturpotential gegenüber seiner Praxis enthält, kaum überflüssig sein, zumal die bürgerlich-demokratische Errungenschaft der Meinungs- und Äußerungsfreiheit es verbietet, (vermeintliche) Verfehlungen der professionellen Aufgabe durch Verbote zu korrigieren. Seit der Aufklärung bleibt nur die Möglichkeit einer zwanglosen, vernunftgeleiteten, also durch wissenschaftliche Fundierung bewerkstelligten Korrektur.

Möglicherweise leben wir ja noch in einer finsternen Frühphase des Journalistenberufs, der ähnlich wie die Heilberufe in ihrer Frühphase dringend der wissenschaftlichen Aufklärung bedarf – nicht zuletzt, um überhaupt rational entscheiden zu können, was journalistische Fehlleistungen sind. (Daß die wissenschaftliche Fundierung eines Berufs auch Gefahren mit sich bringt, was sich wiederum an der Medizin illustrieren ließe, ist ein zur Dialektik der Aufklärung gehörendes Thema, das an anderer Stelle zu behandeln bleibt.)

Der Gedanke, daß eine relative Primitivität der journalistischen Berufspraxis, die übrigens kommerzielle Erfolge ebensowenig ausschließt wie die medizinische Scharlatanerie, nach Fundierung durch Wissenschaft ruft, impliziert den Anspruch der Journalistik, der journalistischen Berufswirklichkeit Impulse zu geben. Wie kann das gelingen? Die Journalistik kann offenbar nur dann die Berufswirklichkeit beeinflussen, wenn die Praktiker die Erfahrung machen, daß sie über nützliche, d.h. innovative und zutreffende Erkenntnisse verfügt. Wie innovativ und zutreffend ihre Erkenntnisse sind, hängt wiederum davon ab, in welchem Maße die Regeln der systematischen Empirie und der Logik befolgt werden; mit einem Wort: Es hängt von der Wissenschaftlichkeit der Journalistik ab.

Wem dies zu hochgespannt erscheint, gestatte drei Fragen:

Erstens: Läßt es sich leugnen, daß in der Journalistik die Attitüde verbreitet ist, wir wüßten schon, wie guter Journalismus auszusehen hat, und wir hätten diese Gewißheit lediglich eindrucksvoll an unsere Studierenden zu vermitteln?

Zweitens: Ist das nicht die klassische Haltung der Orthodoxie in der Wissenschaft, beispielsweise in der Medizin, bevor sie sich zur forschenden Erfahrungswissenschaft wandelte?

Drittens: Was würden wir riskieren, wenn wir annähmen, über die journalistische Aufgabe und deren optimale Erfüllung noch wenig zu wissen, jedenfalls wenig Systematisches und Zuverlässiges?

³ Georg Paul Hönn in seinem »Kurtzeingerichteten Betrugslexikon«, zitiert nach Kieslich (1966: 257).

III. ÖFFENTLICHKEIT ALS STEUERUNGSPRINZIP MODERNER GESELLSCHAFTEN

Der Journalistenberuf hat sich im Laufe des 17. Jahrhunderts herausgebildet. Auch die Aufgabe, für deren zuverlässige Erfüllung es diesen Beruf gibt, ist wohl erst mit dem sozialen Wandel zur Neuzeit entstanden. Wir müssen uns also einen Augenblick der Sozialgeschichte, genauer: der Entstehung der modernen Gesellschaft und deren strukturellen Besonderheiten zuwenden.⁴

Émile Durkheim hat früh die Modernisierung als Prozeß der *funktionalen Differenzierung* und die daraus resultierende *Komplexität* als wichtigstes Strukturmerkmal der modernen Gesellschaft beschrieben (vgl. Durkheim 1977). Was damit gemeint ist, läßt sich durch eine idealtypische Gegenüberstellung mit älteren Gesellschaftsformationen deutlich machen, die im Gegensatz zur modernen eben nicht differenziert oder komplex waren. Durkheim hat für solche Kulturen den Begriff »segmentär« geprägt, weil die Familienclans oder Dorfgemeinschaften, aus denen sie bestehen, sich gleichen wie Segmente einer Kette. Wer eines dieser Segmente kennt, kennt auch die anderen, kennt also die ganze Gesellschaft. Auch innerhalb der Segmente ist der Grad der Funktionsteilung gering: Im Prinzip ist jedes Individuum an der Erfüllung aller Lebensaufgaben beteiligt. Jedes Mitglied der Gesellschaft produziert Nahrungsmittel und Gebrauchsgegenstände, jedes erzieht Kinder, jedes sanktioniert Normbrüche, jedes heilt Krankheiten usw. Jedes Individuum ist hier also aufgrund seiner unmittelbaren Lebenserfahrung in der Lage, den kulturell bereitstehenden Wissensvorrat voll zu nutzen und sich an allen die Gesamtheit betreffenden Entscheidungen zu beteiligen.

Anders die modernen, hochgradig differenzierten Gesellschaften. Hier sind die von Durkheim in der biologistischen Ausdrucksweise des 19. Jahrhunderts so genannten »Organe«, aus denen sie sich zusammensetzen, voneinander ganz verschieden: Familie, Betrieb, Schule, Kirche, Klinik, Gemeinde, politische Partei, Verein usw., wobei unter jede dieser Kategorien noch Gebilde mannigfacher Art und Größe fallen. Für die meisten Aufgaben haben sich *Institutionen* herausgebildet, die eigens dazu da sind, diese und keine andere Aufgabe zu erfüllen. Jeder Beruf ist eine Institution. In einer modernen Gesellschaft gibt es mehrere tausend Berufe mit besonderen Ausbildungswegen und professionellen Normen.

Zur Bestimmung der Aufgabe des Journalismus ist eine sowohl für das Individuum als auch für die Gesellschaft problematische Begleiterscheinung der modernen Komplexität maßgebend. Die primären Erfahrungen der in den einzelnen Funktionsparzellen tätigen Menschen sind hier einzeln genommen so beschränkt, fallen insgesamt so weit auseinander, daß sie das Handlungssubjekt weder in die Lage setzen, auf der Höhe der kulturell bereitstehenden Möglichkeiten für sich selbst zu sorgen, noch ausreichend befähigen, an den das Gesellschaftsganze betreffenden Entscheidungsprozessen zu partizipieren.

Moderne Gesellschaften brauchen also auch ein Gegengewicht zur Komplexität, brauchen eine Sphäre gesellschaftlicher Kommunikation, die dazu da ist, die mit der funktionalen Differenzierung eintretende Beschränktheit des Horizonts ihrer Subjekte

⁴ Das folgende Journalismuskonzept habe ich zuerst 1983 auf einer Tagung der Katholischen Akademie Freiburg im Breisgau skizziert; vgl. Pöttker (1984).

wieder aufzuheben, indem alle vorhandenen Erfahrungen, Erkenntnisse und Interessen allgemein bekannt gemacht und zueinander vermittelt werden. Es liegt nahe, diese Kommunikationssphäre *Öffentlichkeit* zu nennen. Komplexe Gesellschaften brauchen Öffentlichkeit, weil sie sich sonst nicht selbst regulieren könnten. (Was modernen Gesellschaften ohne ausreichende Öffentlichkeit droht, hat der Zusammenbruch des »real existierenden Sozialismus« gezeigt.) Und auch die Individuen komplexer Gesellschaften wären selbst dann auf Öffentlichkeit angewiesen, wenn sie nur in bezug auf sich selbst zu handeln hätten, weil sie sonst vom kulturellen Reichtum an Erfahrung und Erkenntnis kaum Gebrauch machen könnten.

Die These, der zufolge moderne Gesellschaften Öffentlichkeit brauchen, setzt voraus, daß die Steuerungsmechanismen Recht und Markt nicht ausreichen. Plausibel erscheint diese Prämisse vor allem im Hinblick auf gesellschaftliche Probleme. Im Bereich ökologischer Gefährdungen etwa lassen sich leicht Beispiele finden, die zeigen, daß das Recht zu wenig flexibel und der Markt zu wenig »vorausschauend« ist, um sich allein auf ihre Problemverarbeitungskapazität verlassen zu können. Das ergänzende, mit den beiden anderen verschränkte Steuerungsprinzip, das einerseits – anders als das Recht – ohne formalisierte Verfahren, andererseits – anders als der Markt – aber nicht ohne das Bewußtsein der gesellschaftlichen Subjekte auskommt, ist die Öffentlichkeit. Ihre notwendige Funktion besteht darin, Probleme rechtzeitig ins gesellschaftliche Bewußtsein zu heben.

Im Begriff Öffentlichkeit steckt die Eigenschaft *offen*. Offen ist etwas, wenn eine Blockierung fehlt und deshalb Zugang möglich ist. Auch Öffentlichkeit ist deshalb zunächst nur ein vom Gegenteil aus, also negativ zu bestimmender Begriff, weshalb eine klare Definition so schwierig ist. Öffentlichkeit meint zunächst nichts anderes als das Fehlen von Blockierungen in der Sphäre der gesellschaftlichen Kommunikation, die für alle Gruppen und Interessen, alle Erfahrungen und Erkenntnisse, alle Themen und Probleme zugänglich sein muß.

Öffentlichkeit in diesem nicht kommunikations-, sondern gesellschaftstheoretischen Sinn ist etwas anderes als »öffentliche Meinung«,⁵ ja das Gegenteil davon. Elisabeth Noelle-Neumann definiert bekanntlich – unter Berufung auf Klassiker von John Locke bis Alexis de Tocqueville und mit dem Verdienst, dadurch die herrschende Begriffsverwirrung beendet zu haben – öffentliche Meinung als die (vermeintlich) vorherrschende Meinung, angesichts der man abweichende Meinungen verschweigt, um sich nicht sozial zu isolieren (vgl. Noelle-Neumann 1980: 91f., 255).⁶ Öffentliche Meinung bedeutet nach mittlerweile erreichtem Konsens also gerade nicht allseitige Offenheit, sondern Ausschluß der verschwiegenen Meinungen und Themen von der gesellschaftlichen Kommunikation. Eine komplexe Gesellschaft, in der der Konformitätsdruck der öffentlichen Meinung überhandnimmt, hätte deshalb ebenso unter ihren verdrängten Problemen zu leiden wie ein diktatorisches System, das sich durch physische Unterdrückung abweichender Meinungen unfähig macht, die notwendige Umweltanpassung zu leisten.

⁵ Albert Schäffle hat bereits im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts streng zwischen Öffentlichkeit und öffentlicher Meinung unterschieden. Vgl. Schäffle (1896, Bd. 1: 189-205).

⁶ Ferdinand Tönnies hat 1922 eine ähnliche Definition formuliert. Vgl. Tönnies (1922: 138).